

(Nachdruck verboten.)

8)

Der Dieb.

Die Tragödie eines Kindes.

Von Karl Buse.

(Schluß.)

Doktor Wenig biß sich auf die Lippen. „Meldet sich niemand?“ fragte er noch einmal. Auf seiner Stirn schwellte die Ader. Man sah, wie er erregt ward und wie die Sache ihn angriff.

„Dann frage ich, ob irgend jemand zu dem Vorfall etwas weiß, was von Belang ist.“

Aber immer nur das atemlose Schweigen.

„Hast Du einen Verdacht, Seydel?“

Die Augen des Jungen irrten einen Moment über die Reihen seiner Mitschüler.

„Ich glaube,“ jagte er.

Aber Doktor Wenig unterbrach ihn. Seine Stimme war dunkel gefärbt:

„Ueberleg Dir jedes Wort, Seydel, jedes Wort, was Du sagen willst!“

„Ich will nur sagen,“ stammelte der Schüler selbst unsicher, „daß in der Pause . . . mich Knoll gebeten hat, ich soll ihm die fünfzig Pfennig geben.“

Mehr als dreißig Augenpaare richteten sich in derselben Sekunde auf den Sohn des Botenmeisters. Er sah da, ganz in sich zusammengefunken, die Schultern waren noch höher gezogen, der Kopf ganz tief gebeugt.

Ein jäher Schreck kam in den Blick des Lehrers. Ein wilder Grimm gleichzeitig.

„Wer war vor der großen Pause der letzte in der Klasse?“

Ein Knabe erhob sich in der zweiten Bank.

„Ich bin mit Gehrtz und Hoppe zusammen hinausgegangen. Es blieb niemand mehr zurück.“

„Und wer war der erste nach der großen Pause im Schulzimmer?“

Keine Hand hob sich.

„Wer war der erste?“ rief der Ordinarius drohend.

Von den Bänken standen einige auf.

„Als wir . . . reinkamen, war nur . . . Knoll hier.“

Der Lehrer fragte jeden einzelnen. Immer dieselbe Antwort.

„Knoll!“

Der Kleine stand auf. Er hob den Blick nur einmal. Einen fieberhaft glänzenden, zerquälten Blick, wie ein gemartertes Tier ihn haben mag.

„Was hast Du auf die Aussagen der anderen zu erwidern?“

Keine Antwort.

„Warum hast Du Dich nicht gemeldet, als ich fragte, wer das Schulzimmer zuerst betreten hat?“

Das Schweigen ward immer drückender. Reglos saß einer neben dem andern. Jeder mochte fühlen, daß sich hier ein Menschenschicksal entschied.

„Hast Du . . . das Geld . . . von Seydel genommen?“

Die Worte wollten dem Lehrer nicht vom Munde.

Menne Knoll öffnete die Lippen und schloß sie. Aber es ward kein Ton hörbar. Die schmächtige Gestalt taumelte in der Bank hin und her.

„Also ein Dieb ist in meiner Klasse,“ schrie der junge Ordinarius auf. Es lag Schmerz, gekränkte Ehre, Grimm in dem Ton der Stimme. „Ein Dieb! Und das ist der Musterschüler Knoll! Nun ja, der Apfel . . .“

Als ob er jäh zur Besinnung käme, unterbrach sich der Lehrer. Im nächsten Augenblick schlug etwas auf. Lautlos war der Sohn des Botenmeisters in der Bank zusammengebrochen. Sein Kopf stieß gegen das harte Brett.

Doktor Wenig atmete tief und setzte sich.

Man hätte eine Feder fallen hören, so totenstill war es.

„Gebt ihm Wasser!“

Der Nebenmann erhob sich, füllte ein Glas aus der bereitstehenden Karaffe und besprengte den Zusammengefunkenen.

Er kam langsam zu sich.

„Knoll,“ sprach der Ordinarius, „ich will zu Deiner Ehre annehmen, daß die Tat in einem Augenblick der Unüberlegtheit geschehen ist. Das entbindet mich nicht von der Pflicht, beim Herrn Direktor Anzeige zu machen. In so schwerwiegenden Fällen kann nur er entscheiden. Ich muß Dir außerdem einen Brief an Deinen Vater mitgeben. Das weitere wird sich dann finden. Da Du Dir bisher nie etwas hast zu Schulden kommen lassen, hoffe ich, daß Dir die Verweisung vom Gymnasium erspart bleibt und daß der Herr Direktor Dein Vergehen nicht als eine unehrenhafte Handlung auffaßt, die Dich der Teilnahme am Gymnasial-Unterricht unwürdig macht, sondern als unüberlegten Dummheitsstreich.“

Er fuhr sich über Stirn und Augen und richtete sich dann hoch auf.

„Die Klasse bitte ich, den ganzen Vorfall als durchaus interne Angelegenheit, eben als Klassengeheimnis zu betrachten und nicht darüber zu sprechen. Ich appelliere da an das Ehrgefühl jedes einzelnen. Der Unterricht geht nun weiter.“

Aber da war gut Reden. Der Unterricht nahm allerdings seinen Fortgang, doch die Untertertia war selten so unaufmerksam gewesen.

In der kurzen Fünf-Minutenpause zwischen elf und zwölf bildeten sich flüsternde Gruppen. Zu Menne Knoll flogen schiefe Seitenblicke hinüber. Ein lautes Wort fiel kaum. Nur als Otto Seydel irgend eine Bemerkung machte, rief ihm Tiedemann, der Sohn des Amtsrichters, zu: „Sei Du nur ruhig. Mit Ruhm bekleckert hast Du Dich nicht!“

Dann nahm der Ordinarius seinen Kathedersitz von neuem ein.

„Hier ist ein Brief an Deinen Vater, Knoll. Du wirst mir morgen die Bestätigung bringen, daß er abgegeben ist. Heute nachmittag um drei Uhr nimmst Du Deine Bücher und gehst in das Zimmer des Herrn Direktors.“

Mechanisch erhob sich der Sohn des Botenmeisters, ging vor, nahm den Brief in Empfang. Dabei erhob er seine Augen einmal zum Lehrer.

Der Lehrer zuckte vor diesen Augen zusammen. Er wurde blaß, als überkäme ihn eine dunkle Ahnung des Zusammenhanges.

„Es wird sich wohl alles aufklären,“ sprach er hastig. Und hastig — ganz unpädagogisch hastig — diktierte er eine Übungsarbeit, daß viele sich meldeten, weil sie nicht mitkamen.

Menne Knoll meldete sich nicht. Er schrieb und schrieb. Was, wußte er selbst kaum. Aber die Feder flog, seine Hand flog, sein Herz flog.

Um zwölf Uhr nahm er seine Bücher wie gewöhnlich, nahm den Brief in die andere Hand und schleppte sich aus den Toren des Gymnasiums.

Er schlug den gewohnten Heimweg ein. Er mußte ja den Brief abgeben, in dem es klar und deutlich stand, daß er ein Dieb war.

Und heut nachmittag sollt' er zum Direktor!

Er blieb plötzlich stehen. Eine wahnsinnige Angst packte ihn. Die Angst war so fürchtbar, daß selbst das Rad in seinem Kopf plötzlich aufhörte zu laufen — nur die Nadel stach.

Er war ein Dieb! Er mußte fliehen. Alle Menschen verfolgten ihn. Wie damals, als die wilde Jagd durch die Straßen tobte und jeder: „Haltet ihn!“ schrie.

Und plötzlich bog er in die Pappelallee und lief und lief. Die Wiesen tanzten vor ihm, die Roggenfelder drehten sich im Kreise, die Bäume drohten mit starken Armen und schüttelten die Köpfe. Dazu rauschten sie: „Haltet den Dieb, haltet den Dieb!“

Seine Brust tat ihm nicht ein bißchen weh. O, wie er laufen konnte! Wenn er so weiter lief, holte ihn niemand ein, weder Otto Seydel, noch Doktor Wenig, noch der Gymnasialdirektor.

Immer ferner die Stadt, immer weniger belebt die Straße. Nur vorn kam jemand geritten. War das der Gendarm? Suchte der ihn schon?

Er lief einen Rain entlang. Brombeersträucher standen zur Seite. Und da war eine Vertiefung. Wenn ersich dort hinlegte, sah ihn niemand.

Er warf sich zur Erde. Er zitterte am ganzen Leibe.

Das Fieber hatte ihn gepackt, schüttelte ihn, das heiße Rad im Kopfe lief sich immer heißer, und in der Brust wars wie ein Krampf.

Wie lange er lag, wußte er nicht. Er dachte alles wirr durcheinander. Dann fiel ihm plötzlich der Heißhunger an. Er pflückte ein paar Brombeeren, ob sie auch erst halbreif waren.

Nun gingen die anderen wohl zur Schule, die Lehrer kamen wie sonst, der Pedell läutete — nur sein Platz blieb leer.

Aber um drei erwartete ihn doch der Direktor!

Er kauerte sich noch dichter zusammen, daß man ihn von der Landstraße nicht sehen konnte.

Die Stunden gingen, die Sonne sank. Er war jetzt ganz satt, er hatte keinen Hunger mehr. Nur noch Durst. Er lag in dumpfem Halbschlaf, er lachte und redete und schrie auf vor Schreck.

Dann dachte er wieder an seine Mutter und ward stiller.

In der Nacht begann es zu regnen. Die liebe Mutter sandte den Regen. Der kühlte die Glut, der tat dem Kopf wohl.

Eintönig rauschte es hernieder.

Die Bücher, dachte Menne Knoll. Die Bücher dürfen nicht naß werden. Sie gehören dem Gymnasium. Dann denken sie, ich hab sie auch gestohlen. Ich stahl Geld und Bücher und alles.

Und den Brief für den Vater mußte er auch gut bewahren. Sonst wurde der Ordinarius böse.

Er legte ihn in die Grammatik und knöpfte die Bücher, so gut es gehen wollte, unter den dünnen Kittel.

Ihn fror, dann war ihm heiß.

Und der Regen rauschte und rauschte.

Vater Knoll, der Botenmeister, hatte einen guten Tag gehabt. Als er gegen elf Uhr abends nach Hause kam, war er in vorzüglicher Stimmung. Und als er sich auf den Bett- rand setzte, fiel ihm ein, wie sein Sohn sich gestern vor ihm auf die Knie geworfen. Was wollte er gleich? Fünzig Pfennig. Ein schönes Geld.

Brummig zog er das Portemonnaie. Wie gesagt, er hatte einen guten Tag gehabt. Er zählte vier Mark und siebenzig Pfennig. Ein schönes Geld.

Da konnte der Aufpasser seine fünf Groschen kriegen. Man ließ sich nicht lumpen.

Er schritt gegen die Kammertür. Aber dann fiel ihm ein: er schläft. Was braucht der Aufpasser zu wissen, wann sein Vater nach Hause kommt! Sieb's ihm morgen!

Und er legte das Geldstück auf den Tisch und warf sich, mit sich selbst zufrieden, fünf Minuten später in sein Bett.

Als Menne Knoll am nächsten Morgen nicht zum Vorschein kam, als der Botenmeister die Kammertür öffnete und das unberührte Bett sah, packte ihn eine unbestimmte Furcht. Er rief durchs ganze Haus, fragte die Nachbarn, aber niemand hatte den Kleinen aus der Schule kommen sehen.

Da schlug dem Alten das Gewissen und er rannte zu Doktor Wenig, der ihm von den Lehrern am nächsten wohnte.

Die schlante, kräftige Hand des jungen Philologen griff um die Stuhllehne, als wollte sie das derbe Holz zerbrechen.

„Vielleicht kommt er in die Schule, Herr Knoll,“ sagte er schweratmend. „Ich hab von acht bis neun Stunde und geb' Ihnen sofort Bescheid. Ist er bis neun nicht da, stell' ich mich Ihnen ganz zur Verfügung.“

„Die Kinder, Herr Professor, die Kinder,“ sagte der Botenmeister Weinerlich. „Er hat mich so gebeten, ich soll ihm fünfzig Pfennig geben . . . zum Waldspaziergang . . . auf den Knien hat er vor mir gelegen . . . aber man hat ja auch nicht immer so das Geld parat. Und gestern denk' ich noch, ich will's ihm wenigstens heut geben — was sagen Sie, da ist er nicht da. Man ist ein guter Vater, aber du lieber Gott . . .“

„Schon gut, Herr,“ unterbrach ihn Doktor Wenig rauh, daß der alte Knoll nicht wußte, was plötzlich in ihn gefahren sei. „Gabe jetzt zu tun. Also es bleibt dabei: um neun erwart' ich Sie vor dem Gymnasium.“

Noch vor Beginn des Unterrichts hatte der Ordinarius der Untertertia eine lange Konferenz mit dem greisen Direktor. Beide betraten ihre Klassenzimmer mit ernsten Gesichtern.

„Ist Knoll da? Hat ihn jemand gestern noch gesehen?“

Das waren Doktor Wenigs erste Worte. Aber der Platz blieb leer, die Schüler schwiegen.

Um neun wartete draußen der Botenmeister. Er hatte bereits in der ganzen Stadt herumgefragt. Der Landrat hatte ihm einen Schreiber zur Verfügung gestellt. Doktor Wenig schloß sich ihnen an. Jeder suchte die Landstraße in verschiedener Richtung ab. Als um elf Uhr, wie verabredet, die drei zusammentrafen, zuckte jeder die Achseln.

Da wurde die Polizei benachrichtigt und der Ordinarius der Untertertia konferierte noch einmal mit dem Direktor. Die Folge war ein in allen Klassen verlesenes Rundschreiben, wonach die Schüler gebeten wurden, auf ihren Spaziergängen auf etwaigen Spuren des Gymnasiasten Hermann Knoll zu achten.

Aber der Erlaß war nicht vonnöten. Um die Mittagszeit brachten zwei Mägde, die in der Nähe der Brombeerheide das Heu gewendet, den kleinen Menne Knoll angeschleppt.

Er lebte noch. Auf Anweisung des Gymnasialdirektors nahm der Kreisphysikus den Kranken in Behandlung.

Drei Tage lang hatte Menne Knoll noch zu kämpfen. In seinen Phantasien kam er nie von Otto Seydels Federkassen los. Sein Ordinarius brachte stundenlang an seinem Bette zu. Nicht lange vor dem Tode schlug der Kranke noch einmal die Augen auf. Er erkannte seinen Lehrer.

„Ich hab den Brief nicht abgegeben, Herr Doktor,“ sprach er mühsam, „und der Ellendt-Seiffert ist naß geworden. Ich hab ihn unter den Rock geknöpft, aber er ist . . . naß . . . geworden.“

Der Lehrer fand kein Wort. Er nahm nur die Hand des Kindes. Da lächelte Menne Knoll und streckte sich lang aus, lang und gerade, wie selten im Leben.

Am nächsten Tage erfuhr Doktor Wenig, daß der Musterjünger, den er zuerst nicht hatte leiden können, tot war. Es war gerade am Ende der Stunde.

„Ich habe Euch die traurige Mitteilung zu machen, daß Euer Mitschüler Knoll eben verstorben ist. Ich hab erst zuletzt erkannt, daß er ein guter, stiller Mensch war, der im Leben viel zu leiden hatte. Auch die Diebstahlsgegeschichte hat ihre Erklärung gefunden. Euer Mitschüler war kein Dieb. Bewahrt ihm ein so gutes Andenken, wie ich es ihm bewahren werde, und es wird Not tun, daß mancher ihm jetzt im stillen dies oder jenes abbittet. Deine fünfzig Pfennig, Seydel, kannst Du bei mir abholen.“

Die Schüler regten sich nicht. Der Tod war den wilden Jüngens plötzlich greifbar nahegetreten. Sie sahen herüber auf den leeren Platz.

In der Pause jedoch schaffte sich ihre Nüchternheit und ihr Gerechtigkeitsgefühl Lust. Es war ihnen, als ob sie dem kleinen Menne Knoll eine Revanche schuldig wären. Und wie auf Kommando wurde Otto Seydel über die Barriere gelegt und verhauen.

Vielleicht weiß er bis zum heutigen Tage nicht, weshalb. Und die Vollstrecker der Strafe wußten es auch kaum, sie empfanden nur so und fühlten sich nachher leichter und freier.

Auf Befehl des Direktors nahmen alle vierhundert Schüler des Gymnasiums in feierlichem Zuge an Menne Knolls Begräbnis teil. Es fiel auf, daß, als die meisten sich schon verlaufen hatten, der alte Direktor und der Ordinarius der Untertertia noch am Grabe standen, die Hüte in der Hand, und warteten, bis der kleine Hügel sich höher und höher wölbte.

Der Botenmeister, der nicht gut eher fortgehen konnte, drängte sich an sie heran.

„So ein Kind, meine Herren . . . so ein gutes, fleißiges Kind! Das verschmerz ich ja nicht . . . erst meine Frau und nun der Junge! So einen Jungen krieg ich ja nicht wieder!“ Er weinte wirklich.

Aber keiner von den beiden Lehrern beachtete ihn.

(Nachdruck verboten.)

Die arme Kreuzspinne.

Von Lisa Wenger-Knuß.

Eine Kreuzspinne hatte den ganzen Tag fleißig gearbeitet. Sie machte ein Netz, das sich über das ganze Fenster des Gartenhauses spannen sollte. Natürlich gebrauchte sie dazu alle ihre Kunst und alle ihre Kräfte. Da sie kurz vorher einen ganzen Ballen Garn hatte kommen lassen, den sie zum Spinnen gebrauchte, so hatte sie auch schwer zu tragen, denn das Garn hatte sie in ihrem Hinterleib aufbewahrt.

Als sie nun so müde geworden von der vielen Arbeit, dem Auf- und Ablaufen, dem Hin- und Hergehen und ganz besonders

von dem Im-Kreis herumspringen, machte sie einen Fehltritt, stolperte und fiel zur Erde. Dabei brach sie sich den Hinterfuß. Mühsam kniete sie durch das Gras, denn sie hatte viele Schmerzen.

Das sahen zwei Ameisen, die eben vorüber gingen und in das Spital wollten, das sorgsam vor Regen und Wind geschützt, in der unteren Ecke der Holzboje erbaut war.

„Was fehlt Ihnen denn,“ fragte die eine der Ameisen. In ihren langen weißen Schürzen waren sie leicht als Krankenschwestern zu erkennen.

„Ich habe meinen Fuß gebrochen,“ wimmerte die Spinne.

„So! Woher wissen Sie denn das? Das können wir Ihnen sagen, aber nicht Sie uns!“ Die andere Ameise nahm einen der Füße der Spinne, befühlte ihn, drückte ihn, maß ihn der Länge und der Breite nach und sagte:

„Es könnte etwas dran sein, er ist geschwollen!“ Darauf liefen sie nach dem Spital, und kamen bald mit zwei Wärtern zurück, die eine Erbsenschote brachten, in der sie die Spinne tragen wollten.

Die Wärter, es waren Holzhöcker, untersuchten das kranke Bein ebenfalls, und sagten auch, es sei gebrochen, die Spinne habe merkwürdigerweise Recht. Natürlich, das konnte am Ende auch ein Laie merken! Sie setzten die Schote auf die Erde, und wollten die Spinne hineinstecken, aber es ging nicht, und jedesmal schrie die Spinne laut auf. Endlich merkte der eine Holzbock, daß er auf einem ihrer Füße stand. Er trat bei Seite und nun ging es ganz gut.

Die Holzbocke trugen den Patienten nach dem Spital, und die beiden Ameisen gingen nebenher und sprachen der Spinne Mut zu. Als sie angekommen waren, holten sie den Arzt. Jezu oder zwanzig junge Mädelein summten indessen vorüber, standen um die Spinne herum auskultierten sie, befühlten ihr den Puls, horchten an ihrem Herzen, und fragten sie, ob sie Kopfschmerzen habe?

„Rein, nur solche Schmerzen im Bein!“

„Venenerzündung,“ nickte bedeutungsvoll die dickste der Mädelein. Darauf gingen sie weiter und endlich kam der Arzt, ein stattlicher Hirschläufer, der seine Fingern geschickt und leicht zu handhaben wußte. Die Ameise bezeichnete ihm den kranken Fuß. Er zog daran.

„Schmerzt das?“

„Rein,“ sagte die Spinne. Nun drückte der Hirschläufer gewaltig.

„Und das?“

„Auch nicht.“ Der Hirschläufer packte nun den Fuß mit aller Macht, schüttelte ihn wie einen Apfelbaum und leuchtete:

„Aber das?“

„Aus das nicht!“ Da wiegte der Hirschläufer verwundert sein gehörntes Haupt und fing an, den Fuß einzubinden und einzuschindeln, und säuzte und legte ihn sorgfältig.

„So, liebe Spinne,“ sagte er freundlich, „nun ist der Fuß wieder in Ordnung.“

„Herr Doktor,“ sagte die Spinne bescheiden, „ich glaube, es war nicht der richtige!“

„Donnerwetter!“ schrie wütend der Hirschläufer, „wollen Sie mich zum besten haben?“ Und packte die Spinne und warf sie zur Tür hinaus.

Da sah sie nun! Zuerst löste sie den Verband an ihrem gesunden Fuß und verband damit den kranken. Sie war ganz elend vor Hunger und vor Schmerzen.

„Warum sitzt Ihr denn da auf der Erde,“ frug eine freundliche Stimme, die einem Laufkäfer gehörte. Die Spinne erzählte, daß sie den Fuß gebrochen, und hungrig und durstig sei.

„Kommt mit in die Armenherberge, dort werdet Ihr gespeist und könnt auch übernachten. Ich bin der Vorsteher.“

Hülfreich stützte er die Spinne, und langsam kamen sie vorwärts, bis sie endlich bei der Herberge ankamen und hineingingen. Da stand des Laufkäfers Frau, die dicke, schwarze Käferin, und trug eben einen Teller dampfender Suppe.

„Mann,“ sagte sie, „wen bringst Du da?“

„Eine arme Kreuzspinne, die ihren Fuß gebrochen hat, und hungrig und durstig ist.“

„Danach frage ich nicht,“ sagte die schwarze Frau streng. „Ist die Spinne christlich gesinnt?“

„Aber, liebe Frau, wie sollte sie nicht christlich gesinnt sein, da sie doch das Kreuz auf ihrem Rücken trägt!“ Da verklärte sich der Käferin Gesicht, und sie stellte die Suppe vor die Spinne hin, die hurtig zu essen anfing.

„Eßt beten!“ schrie aber die Frau Laufkäfer, und riß der Spinne den Teller weg. „Ein Heide sind Sie, aber kein Christ!“ Sie öffnete die Türe und mit einem einzigen Griff hatte sie die verbläbte Spinne auf die Straße gesetzt.

Die arme Kreatur machte mühsam ein paar Schritte, und wußte nun nicht, wohin sie sich wenden sollte. Da ging hinter ihr die Tür der Armenherberge behutlos auf und leise schlich der Vorsteher näher.

„Hört,“ flüsterte er, „da drüben, ganz in der Nähe, ist das „Hospiz für Bekenntnislose“, geht dorthin! Es ist so gut wie das unsere, aber das darf meine Frau bei Leibe nicht erfahren.“ Er sah sich um, und als er seinen Namen von einer strengen Stimme rufen hörte, eilte er, so schnell ihn seine Füße trugen, der Herberge zu.

Die Spinne fand bald das bezeichnete Hospiz. Sie läutete,

freundlich öffnete man, und es fragte sie auch niemand nach ihrem Glauben.

Sie sah vor einem Teller herrlich duftender Suppe, als drei Personen eintraten: eine Eidechse, eine Blindschleiche und eine Wespe. Es waren die Leiter der Anstalt. Sie gingen an sämtlichen Tischen vorbei und überzeugten sich, daß alles in Ordnung sei. Als sie die Kreuzspinne freundlich begrüßten, stand diese trotz ihres Fußes auf und machte eine tiefe Verbeugung. Dabei sah man das Kreuz auf ihrem Rücken. Blindschleiche, Eidechse und Wespe standen starr.

„Da hört aber doch alles auf!“ rief die Wespe. „Mit einem Kreuz auf dem Rücken wagen Sie sich hier herein! In ein Heim für Bekenntnislose! In diese Stätte der Weitherzigkeit und der Vorurteilslosigkeit! Hinaus mit Ihnen, hinaus, hinaus!“ Und die Drei jagten die Spinne hinaus, ohne daß sie noch dazu gekommen wäre, ihre Suppe zu essen.

Sie hinkte jämmerlich davon, ihr war ganz elend zumute vor Hunger und Schmerzen, und sie wurde ohnmächtig. Als sie wieder zu sich kam, stand eine Gruppe Grashüpfer um sie herum, in grünen, glänzenden Uniformen. Es waren Polizisten.

„So, du betrunkenen Lump, nun kommst du mit uns!“ Sie legten der Spinne Handschellen an, und wollten ihr eine Kette um den Fuß legen.

„Au!“ schrie die Spinne, „der ist ja gebrochen! Ich werde mich beklagen!“

Da lachten alle Vier laut und lustig.

„Tue das nur, du Spahvogel,“ sagte der eine, und dann stieher sie die Spinne vorwärts, die mithopfte, so gut sie konnte. Endlich standen sie vor dem Polizeihauptmann, einem Frosch in grüner prachtvoller Uniform. Er war wohlbeleibt und strahlend vor Gesundheit. Auf einem Blatt neben ihm standen zwei gebratene Fliegen und ein Glöckchen voll blauen Sumpfwassers. Man sah ihm die Mühsal seines Berufes nicht an.

Er nahm ein Büchlein hervor, das er in mühsigen Stunden selbst aus getrockneten Blättern verfertigt hatte, um dem Staat sparen zu helfen.

„Name?“

„Kreuzspinne!“

„Gewerbe?“

„Weber!“

Er schrieb etwas in sein Buch.

„Weber! Ein verdächtiges Handwerk! Religion?“

„Keine!“ Des Frosches Augen quollen unter den Wälsten hervor. Die vier Grashüpfer rohten wild die Augen.

„Faß?“

„Ein Faß? Ich bin noch nie fort gewesen!“

„Rein Faß, keine Religion, und ein Weber!“ schrie der Frosch, „marsch über die Grenze!“ Frosch und Grashüpfer summten und quakten und häpften herum und luden die Spinne auf einen Karren und brachten sie über die Grenze.

Kaum war sie drüben, kamen die Grenzwächter.

„Habt Ihr etwas zu verzollen?“ fragte barsch eine gelb und schwarz gestreifte Wespe, und ihr Stachel schnellte heraus.

„Rein,“ ächzte die erschöpfte Spinne. Die Wespen flogen um sie herum und bemerkten dabei ihren großen Hinterleib mit dem Kreuz darauf.

„Was ist das?“ schrie plötzlich die Eine. „Da steht ja ein großes Kreuz auf dem Ballen, den sie da trägt! Genau so wie wir die verzollte Ware anschreiben! Alle schwirren drohend um die Spinne herum.“

„Sie hat das Kreuz selbst gemacht! Sie hat den Zoll betrügen wollen! Sie hat schmuggeln wollen!“ surrten sie. „Was ist in dem Ballen?“

„Das Garn, das ich zum Spinnen brauche,“ sagte die Spinne. „Da haben wir es!“ schrien die Wespen und stachen mit ihren Stacheln in den großen, runden Leib der Spinne. Die schrumpfte zusammen, das Kreuz wurde ganz klein und ungleich, die Beine der Spinne zappelten krampfhaft, dann war sie tot. Hastig durchsuchten die Wespen ihren Leib nach dem Garn, fanden aber nichts.

„Es ist gar keines da,“ schrien sie empört, „die Lügnerin! Nur haben wir die ganze Arbeit umsonst gehabt!“ Sie schleppten die tote Spinne ins Gebüsch und gingen zu ihrem Abendessen. —

Kleines feuilleton.

— Wintertag. Der „Frankf. Ztg.“ wird aus Bern geschrieben: Noch ist die Schönheit unseres Winters nicht in die Täler herabgestiegen, noch sehnen wir uns aus der Tiefe von 540 Metern, in der noch die weißen Frühwinternebel brauen, nach dem Wintersonnenglanze der Höhen, der uns hier unten erst im nächsten Monat zuteil wird. Aber wir können uns der Winter Sonne doch schon erfreuen, steigen wir nur zu den 861 Metern des Gurten empor. Auf dem kurzen, knapp einstündigen Gang dürfen wir dafür auch eine unbeschreiblich holde Wandlung erleben. Weißlich-grau, wie helle, feuchtkalte Lüfte, hüllt der Nebel alles ein. Häuser, Menschen, alles ist unbestimmt, verhüllt in dem weißlichen, kalten Dunst. Von irgendwoher rattert der schwere Wagen einer Tram gleitet, kurz nur sichtbar, wieder in den Nebel hinein. Die Bäume an der Landstraße strecken die bereifte Äste in die kalte Luft. Beginnt man aufwärts zu steigen in den Bergwald, so zeigt sich

sein vertrautes Bild verändert. Alles weiß, leuchtend weiß im Raubreif. Ein-, zweihundert Meter höher öffnet sich schon die Nebelwand, und in dunkler Bläue leuchtet der Himmel. In marmorner Weiße leuchten die bereiften dichten Wipfel der Buchen hoch gegen den blauen Himmel, weiß glänzen weithin im Reif die Wiesen, und dies reine festliche Weiß gegen den tiefblauen Himmel gibt einen berückend reinen Glanz. Weiter hinauf auf sanft ansteigendem Wege. Die Sonne leuchtet durch den Wald. In ihrem Schimmer funkeln die Eiskristalle wie Diamanten, und das ist weithin durch den Wald ein tausendfaches Glitzern. Drunter aber ist von Stadt und Fluß nichts mehr zu sehen. Wie ein endloses graues wogendes Meer deckt der Nebel alles. Ganz allein, wie ab-geschritten von allem Menschlichen, allein in der Sonne, in der weißen, schimmernden Einöde, ist, wer über dem Nebelmeer steht. Durch den Wald biegt der Weg hinüber zum Gipfel des Gurten. Und auf dem langgestreckten Bergücken ist vom warmen Sonnenhauch der Raubreif geschmolzen, und das Grün blinkt hervor. Drunter kalter Nebel, hier oben fast sommerlich warmes, in unendlichem Strome vom dunkelblauen Himmel herabsutendes strahlendes Sonnenlicht. Alles gebadet in leuchtende Sonne. Jenseits des grauen wogenden Nebelmeeres grünen die weißen Berggipfel aus der Ferne, drüben die dunklen Jurahöhen. Aber nicht das Schauen in die Ferne lockt in dieser Stunde. Man trinkt in langen, durstigen Zügen das Sonnenlicht, diesen leuchtenden warmen Strom. . . .

Wirtschaftsgeschichte.

br. Knoop. Die russische Industrie hat die meisten Anregungen aus dem Auslande erfahren. Nicht bloß durch die Anlage fremden Kapitals, durch die Anwendung der technischen Erfahrungen des Auslandes, sondern auch durch den Unternehmungsgeist von Fremden und durch die Heranziehung tüchtiger ausländischer Werkmeister und Arbeiter. D. Macenzie Wallace erzählt in seinem berühmten Buche „Rußland“, das eben in einer vierten deutschen Ausgabe erschienen ist: „Der große Aufschwung (der russischen Baumwollindustrie) wurde aber nicht ohne die Hülfe der Ausländer bewirkt. Auswärtige Werkmeister wurden in großer Zahl beschäftigt, und in dem Organisationswerk spielte ein Deutscher mit Namen Ludwig Knoop eine führende Rolle. Anfangs Handlungsreisender für ein englisches Haus, wurde er bald ein großer Baumwollimporteur, und als im Jahre 1840 in der russischen Fabrikantenwelt eine fieberhafte Tätigkeit dadurch entfesselt wurde, daß die Regierung die Einfuhr englischer Maschinen gestattete, lieferte seine Firma diese Maschinen an die Fabriken unter der Bedingung, daß ihr ein Anteil am Geschäft gewährt wurde. Es ist berechnet worden, daß Knoop auf diese Weise an nicht weniger als 122 Fabriken beteiligt war, und daher entstand unter den Bauern der Vers:

Wo eine Kirche ist, findest Du einen Pop(en)
Und wo eine Fabrik ist, einen Knoop.

Die größte Schöpfung der Firma war eine 1856 in Narwa erbaute Fabrik mit einer halben Million durch Wasserkraft getriebener Spindeln.“

Heute ist diese Fabrik die größte Spinnerei der ganzen Welt. Knoop starb als hochbejahrter Mann am Ende des vorigen Jahrhunderts in Bremen. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Sonnenfinsternis und Pflanzenschlaf. Am 30. August d. J., dem Tage der Sonnenfinsternis, beschloß der französische Naturforscher Ed. Bureau, die Wirkungen der Verfinsternung auf die Pflanzenwelt zu untersuchen. Wie bekannt ist, gibt es Pflanzen, deren Blätter oder Blüten beim Nahe der Nacht eigentümliche Bewegungen ausführen und bis zum Anbruch des Morgens in einer besonderen, für jede Art bezeichnenden Stellung verharrten. Man bezeichnet diese Erscheinung als Pflanzenschlaf. Die Pflanzen, die in solcher Weise von der Finsternis beeinflusst werden, sind, ohne selten zu sein, doch auch nicht gerade zahlreich. Ihre Empfindlichkeit gegen das schwindende Licht ist sehr ungleich; die einen vollführen ihre Bewegungen schon bei Beginn der Dämmerung, die anderen erst nach Eintritt fast völliger Nacht. Es war jedenfalls bemerkenswert, das Verhalten solcher Pflanzen, die zu schlafen pflegen, während der Sonnenfinsternis zu beobachten. An dem Ort, wo sich Bureau befand, war die Finsternis nicht völlig; indes wurden immerhin vier Fünftel der Sonne verdeckt. Im Augenblick der höchsten Finsternis war die Dunkelheit ungefähr so groß, wie an einem Wintertage bei sehr trübem Wetter. Ueber die Beobachtungen des Forschers berichtet „Der Stein der Weisen“: Von den beobachteten Pflanzen waren die einen einheimisch, die anderen von auswärts, jedoch aus Gegenden mit gemäßigtem Klima eingeführt. Bei den einheimischen, jedenfalls nicht sehr empfindlichen Pflanzen konnte Bureau keinen Einfluß der Verfinsternung wahrnehmen: Die Binden ließen ihre Blüten geöffnet. Sauerkleearten, die um diese Jahreszeit schon um 4 Uhr 30 Minuten nachmittags ihre Blätter senken und ihre Blumenblätter einrollen, hielten die Blätter ausgebreitet und die Blüten offen. Auch auf die Mehrzahl der ausländischen Pflanzen war die Wirkung der Dunkelheit geringfügig: ein nordamerikanischer Remyphor hatte seine Blüten noch halb offen, die aus der Türkei stammende Mimosa Julibrissin, die ihre Blätter

jeden Abend, sobald es beinahe Nacht geworden ist, zusammenlegt, hatte ihre Fiederblättchen leicht aufgerichtet, statt sie in derselben Ebene auszubreiten. Aber das alles war nichts gegenüber dem merkwürdigen Anblick, den eine australische Akazie, die *Acacia dealbata* Link, darbot. Die graugrünen Blätter sind doppelt gefiedert und tragen bis 23 Paare von Nebenblattstielen, die an der oberen Seite des Hauptblattstiels befestigt sind. Im wachen Zustande bilden die Nebenblattstiele mit dem Hauptblattstiele einen Winkel von ungefähr 55 Grad. Die Fiederblättchen, die etwa 3 Millimeter lang und 1 Millimeter breit sind, sind sehr zahlreich, dicht aneinander gedrängt und am Tage ungefähr in derselben Ebene ausgebreitet; mit dem Nebenblattstiel, der sie trägt, bilden sie einen Winkel von ungefähr 50 Grad. Als die Sonnenfinsternis ziemlich ihren Höhepunkt erreicht hatte, waren die Nebenblattstiele nach vorn gerichtet und bildeten mit dem Hauptblattstiel einen sehr spitzen Winkel; gleichzeitig hatten sich die beiden Reihen von Fiederblättchen an jedem Nebenblattstiel aufgerichtet, sodas sie sich gegenseitig fast berührten, während der Winkel, den jedes Fiederblättchen mit seinem Blattstiel bildet, unverändert geblieben war. Dies ist die Lage, die das Blatt während des Schlafes einnimmt; diese Pflanze „schließ“ also während der Finsternis. Nachdem die Finsternis ihren Höhepunkt überschritten hatte,kehrten die Blätter allmählich in ihre Tagesstellung zurück und verharrten darin bis 5 Uhr 30 Minuten, worauf sie sich von neuem zusammenlegten, um nunmehr in ihren gewöhnlichen Schlaf zu versinken. *Acacia dealbata* gehört also zu den empfindlichsten Pflanzen gegen jede Lichtverminderung und vollführt ihre Nachtbewegungen, wenn andere des Schlafes fähige Pflanzen in keinerlei Weise beeinflusst werden. Dagegen fehlt ihr gänzlich jene Empfindlichkeit gegen Berührung, die die bekannte „schamhafte Sinnpflanze“ (*Mimosa pudica*) auszeichnet, eine Empfindlichkeit, die, wie Paul Bert nachgewiesen hat, wesentlich verschieden ist von jener, die sich bei Lichtmangel offenbart. —

Humoristisches.

— **Woshaft.** „Herr Säusler, der eben fortging, scheint ja über ein reiches Wissen auf allen Gebieten zu verfügen!“

„Ja — und jetzt hat er sich sogar noch ein poliertes Wandgestell dazu machen lassen!“ —

— **Rücksichtslos.** Parvenu (der eine Einladung zur neunten Sinfonie Beethovens bekommen): „Wenn man für mich keine Einladung zur ersten Sinfonie hat — auf die neunte kann ich verzichten!“ —

— **Aus einem Gratulationsbrief.** „... Du verläßt nun, teure Freundin, das Haus Deiner Eltern, um an der Brust Deines Mannes Dir einen neuen Herd zu gründen!“ — („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Als Nachfolger Nichtofens ist der Wiener Geograph Albrecht Penck berufen worden. Der Gelehrte übersiedelt gleich nach Beendigung des Wintersemesters nach Berlin. —

— Die erfolgreichsten Stücke der vorigen Spielzeit waren: „Familientag“ von Kadelburg (840 Aufführungen), „Traumulus“ von Holz und Ferkle (773), „Der Kilometerfresser“ von Kraak (604), „Zapfenstreich“ von Becherlein (382), „Alt-Heidelberg“ von Meyer-Förster (380), „Die Brüder von St. Bernhard“ von Dhorn (297), „Sein Prinzchen“ von Schäßler-Perasini (252), „Nachtasyl“ von Gorki (248), „Maskerade“ von Julda (240). An Aufführungen konnten vergehnen: Fr. v. Schönhan 819, Blumenthal 788, Sudermann 700, Moser 730, Hauptmann 647, Arronge 526, Julda 450, Jbsen 414, Hartleben 379, Halbe 237, Schnigler 216, Otto Ernst 193, Hejermans 187, Wilde 186, Mirbeau 180, Björnson 171, Shaw 135, Wildenbruch 132, Lindau 118. —

— Hoffmannsthal's dreiaktiges Schauspiel „Oedipus und die Sphinx“ gelangt im Deutschen Theater in der zweiten Hälfte des Januar zur Aufführung. —

— Die Jury bei den Berliner Kunstausstellungen. Die Genossenschaft der ordentlichen Mitglieder der Akademie der Künste hat insofern der Bildung einer Berufungsinanz zugestimmt, als sie auf ausdrücklichen Beschluß es den 20 Mitgliedern der Jury anheimgibt, aus sich heraus durch das Los eine Unter- und Ober-Jury zu wählen, ein Verfahren, das die bestehenden Satzungen zulassen würden. —

— Eine deutsche ozeanographische Expedition hat im Dezember die Ausreise angetreten. Das Expeditionsschiff ist das neue Vermessungsschiff „Planet“, ein Dampfer von 650 Tonnen. Das Forschungsgebiet ist der westliche tropische Große Ozean, wo (in Matupi) das Schiff mehrere Jahre stationiert bleiben soll. Nach dem „Globus“ umfaßt die Aufgabe der Expedition neben Tiefseeforschungen Untersuchungen der meteorologischen Verhältnisse der oberen Luftschichten mittels Drachen. Für die geplanten Küstenaufnahmen soll die Stereophotogrammetrie in größerem Umfange herangezogen werden; ferner wird man diese Methode auch für die Ermittlung und Darstellung der Größe und Gestalt der Meeresswellen erproben. —